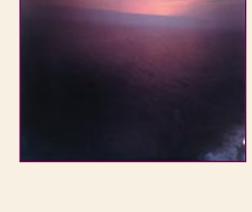
Als ich mich an die Tastatur setzte, um in sachlicher Form über das Konzept zu schreiben, nach welchem ich das Grab, insbesondere die Grabsteine meiner Eltern gestaltet habe, musste ich nach kurzem Versuch einsehen, dass ich dazu nicht in der Lage war. Ich war zu befangen. Ich wandte mich dieser Befangenheit zu und fand in ihr die Keime, die zu jenem Konzept auskristallisiert waren. Nun wuchsen sie auch zum folgenden Text noch zusammen. Er ist so individuell, subjektiv und situationsgebunden, wie mein Weg zu jener Grabgestaltung und diese selbst.

Die Gestaltung des Grabes meiner Eltern ist Teil meiner und meiner Familie Selbstverständigung über deren Tod. Wir wollten darin authentisch und eigenwillig bleiben, und insofern ist der Text auch ein Plädoyer zu individuell unterschiedlicher, ja unterschiedlichster Grabanlage. Denn eine solche dürfte für viele Hinterbliebene heute ein Bedürfnis sein. Wenn dieser Individualismus sich im Ergebnis von tradierten und konventionellen Mustern abwendet, so liegt die Hauptschwierigkeit jedoch nicht dort, sondern darin, für das Konglomerat kaum zusammenpassender, oft widersprüchlicher, manchmal peinigender Gefühle, Bilder, Gedanken, Impulse mit der Zeit eine ungefähr stimmige und hilfreiche Form zu finden. Diese Form wird genausowenig wie die ihr zugrunde liegende Gemütslage oder das in ihr aufscheinende Weltbild einheitlich und geschloßen sein müssen. Sie kann aber repräsentabel sein, denn jede Form ist wie eine Maske zugleich Ausdruck und Abschirmung.

ICH KANN MIR VORSTELLEN, DASS ES FÜR EINEN STEINMETZBETRIEB SINN MACHEN KANN, AUF EIN BEDÜRFNIS NACH INDIVIDUELLER SELBSTVERSTÄNDIGUNG BEI SEINEN TRAUERNDEN KUNDEN SICH NICHT NUR EINZULASSEN, SONDERN ES AUCH HERVORZULOCKEN UND ZU BEGLEITEN, BIS EINE DER EIGENTÜMLICHKEIT DES KUNDEN ENTSPRECHENDE GESTALTUNG GEFUNDEN IST. DIE GRABGESTALTUNG WÜRDE DAMIT ZUM KATALYSATOR FÜR DAS, WAS GEMEINHIN TRAUERARBEIT GENANNT WIRD.



## Es mußte erst noch meine Mutter sterben und ich (dennoch) nach Finnland abreisen, bevor ich in der Grabsteinfrage weiterkam.

1 <Savitaipale>

Wir standen vor der Fähre nach Finnland, jede Minute sollten die Schranken zum Schiff aufgehen, als das Handy schellte und mein jüngster Bruder Bernward mir Mutters Tod mitteilte. Es folgten dramatisch chaotische Minuten, in denen wir zu-

gleich versuchten, umzubuchen, Pläne für eine sofortige Heimfahrt und die nächsten Tage zu fassen, sowie klar zu bekommen, ob wir überhaupt von unserer Reise ablassen sollten. Sie hatte seit langem der erste Urlaub für die Familie und für mich aus persönlichen und beruflichen Gründen eine Notwendigkeit sein sollen – den Ausschlag gab dann mein Bruder. Das nächste Telefonat mit ihm aus dieser Situation heraus ergab, daß es mit der Beerdigung eventuell noch dauern würde, daß ich vor Ort nicht nötig sei, da er und mein zweiter Bruder für alles sorgen könnten, und daß sie mich nicht ungern in Finnland sähen, da meine Eltern dort ein wichtiges Arbeitsfeld und sogar eine Nebenheimat gehabt hatten. Wir waren in jungen Jahren anderthalb Jahrzehnte jeden Sommer mit ihnen im Saimaaseengebiet gewesen, da sie als Leiter eines Jugendzentrums einen Jugendaustausch dorthin organisiert hatten. Die Stadt dort hieß Savitaipale und ich war auf dem Weg, dort nahe Freunde zu besuchen. Ich kam nun mit der Todesnachricht und lernte, wie angesehen und beliebt meine Eltern als Menschen und Pädagogen waren. Wir erlebten warmherzige Anteilnahme von den Finnen, die meine Eltern als Jugendliche gekannt hatten, und eine kleine Trauerfeier im Hause unserer Freunde parallel zur Beerdigung meiner Mutter. Man nutzte die Gelegenheit, auch an meinen Vater zu erinnern, der etwa drei Jahre zuvor gestorben war.

In Sachen Grabstein befreite mich das dritte Telefonat mit Bernward aus der Starre, die es mir bis dahin unmöglich gemacht hatte, einen Grabstein auf das Elterngrab zu setzen. Das war zwei Tage vor der Beerdigung. Auf einen Zuruf seiner Frau aus dem Hintergrund meinte er so nebenher, ich könne doch ein paar Steine vom Ufer des Sees für meine Eltern

seine Tragweite für mein Problem mit dem Grabstein. Nach Vaters Tod hatte ich mich als der bildende Künstler unter den Brüdern wie selbstverständlich unter den Anspruch gestellt, ein eigenes Grabmal für meinen Vater und – da es ein Gemeinschaftsgrab war – letztlich für beide Eltern zu erarbeiten. Dabei war es dann geblieben. Der Hügel der Kränze war lange schon eingeebnet, das Grab mit der Mulchstreu des Friedhofsgärtners bedeckt, eine dürftige Schale mit Stiefmütterchen, das Schildchen der Gärtnerei: ich fand mich blockiert zwischen quälenden Gedanken und Gleichgültigkeit, beschloß mal, das Grab völlig brach liegen zu lassen, mal, irgendeine Steintafel aus dem Katalog zu bestellen. Aber weder konnte ich das Grab sich selbst überlassen noch gleichgültig bloß der Konvention genüge tun. Es gab keine Entlastung. Dafür fragten die Brüder die Jahre über immer mal wieder...

Meine Intuition kroch über eine wirre Halde. Widersprüchliche Erinnerungen, überempfindliche Gefühle im Guten wie Schlimmen übersteigert, die Nähe zu meinem Vater abgründig, intim Abstand und Konflikte; Trauer, das sind dichte, opake Momente in den Alltag gestreut und hart dran zu stoßen. Manchmal gehen sie auf, geben ein Stück verlorener Präsenz frei und sind gleich wieder so unzugänglich wie zuvor. Sie haben etwas Fremdes, man sieht sie bloß von außen, obwohl man

mitbringen. Ich war völlig überrascht von dem Gefühl der Erlösung, das der Vorschlag in mir auslöste, und erfaßte sofort

und sind gleich wieder so unzugänglich wie zuvor. Sie haben etwas Fremdes, man sieht sie bloß von außen, obwohl man innere Verbindungen spürt, wie die Wärme oder Kälte eines handlichen Steines, den man aufhob. –

— (Flüsse von Energien, plötzlich labyrinthisch.)

Dazu kam, daß die Stadt, in der die Eltern sich angesiedelt hatten, Wiedenbrück, nicht wirklich Heimat geworden war, trotzdem beide durch die Arbeit in dem Jugendzentrum den Ort mitgeprägt hatten und sehr bekannt waren. Beide waren Kriegsflüchtlinge, beide hatten mit ihrer alten Heimat auch seelisch abgeschlossen, wären auf keinen Fall mehr dorthin zurückgegangen, aber verwurzelt waren sie nur oberflächlich. Ein Grab mit dem steinernen Ausweis, "Hier liegt …", gar,

rotzdem beide durch die Arbeit in dem Jugendzentrum den Ort mitgeprägt hatten und sehr bekannt waren. Beide waren Griegsflüchtlinge, beide hatten mit ihrer alten Heimat auch seelisch abgeschlossen, wären auf keinen Fall mehr dorthin urückgegangen, aber verwurzelt waren sie nur oberflächlich. Ein Grab mit dem steinernen Ausweis, "Hier liegt ...", gar, "... in ewiger Ruhe ..." würde mit seiner Zwangsverortung die frühere Zwangsentheimatung eher auf die Spitze treiben, statt zu heilen. Das Grab als Brache könnte doch was für sich haben: "Joachim Peschka ist nicht mehr hier.", soll die Natur sich

selten waren sie am Grab von Verwandten. Sie hatten gelernt, das Wesentliche mit sich zu haben. Und sie waren gut darin, davon mitzuteilen. Freud- und leidvoll sehe ich, wie sie sich verströmten. Und ich kann den Tod, auch das Grab nur als eine Fortsetzung davon akzeptieren. Auch ich muß nicht irgendwohin gehen, um mir meine Eltern zu vergegenwärtigen. Sie sind überall. Heimat – eine andere Art von Heimat – ist überall.

Ich sehe meine Mutter an unterschiedlichen Ufern und Stränden Steine auflesen. Welch ein wunderbares Bild. Unfeste, besondere Orte in der Hand versammeln. Wie die Steine und die Sammlerin sich gegenseitig Identität geben.

Nun war ich in Savitaipale, machte Urlaub, recherchierte für ein Kunstprojekt, organisierte unsere kleine Trauerfeier – der Alltag, die Absichten, das Funktionieren, mein äußeres Leben auf wracken Flözen aufgerieben durchbrochen inmitten

der Stelle annehmen. Was haben wir damit noch zu schaffen. Meine Eltern waren so autonom in ihren Erinnerungen und in den Geschichten, die sie zu erzählen hatten, derart präsent, und mein Vater war so auf sein Christentum bezogen, daß ich sie als ortsenthoben erlebte. Auch waren sie selbst keine Friedhofsgänger, wie

der Ströme von Trauerkernen. Meine Mutter, meine Mutter ... Wie wenig Trauer mit Traurigkeit zu tun hat, wie wenig auch mit Arbeit! Trauer, das ist eine seltsame Substanz. Sie kommt überall vor, knollig, verkapselt, gewöhnlich, aber erst, wenn sie aus dem eigenen Grund hervortritt, ist man fähig sie zu bemerken.

Savitaipale ("Lehmweg") liegt an der großen südlichen Endmoräne Finnlands. Die Ufer des Kuolimosees, bestehen aus

wie sie zu Inseln aufgetürmt unter den Uferbirken, gras- und flechtenbedeckt hervortraten oder vom Sand der Strände eingefaßt und saubergerieben sich mit ihren eigenartigen Mustern zeigten. Ich hatte unsere Freunde gebeten, mir zu helfen, vor unserer finnischen Trauerfeier einige Steine vom See zu holen, damit ich sie für das Grab mitnehmen könnte. Während Arja das Essen für die Feier zubereitete, brachte mich einer ihrer Söhne an einen solchen Strand. Da war klares, von lichten Baumschatten und Spiegelungen durchwobenes Wasser, rötlicher Sand und schöne Steine die Menge. Ich watete durch das Wasser, betrachtete die Steine, machte Photos, dachte an den Grund, warum ich hier war, und suchte fünf etwa kopfgroße, eher kleiner, unter ihnen aus. Beim langen Essen später redeten wir zwischen den Erinnerungen an die Finnlandaktivitäten meiner Eltern über die Geologie Südfinnlands, das Gemisch der Moränen, aber auch wie man in den Äderungen des Grundgesteins das Fließen urzeitlicher Steinschmelzen nachvollziehen kann, als die Erde im All nur ein Gluttropfen war. In Savitaipale gibt es Steinbrüche mit einem sehr seltsamen und seltenen Rapakivi-Granit, voll von geheimnisvollen und kaum verstandenen Mustern. Die Maserungen der Findlinge stellen Reste dieser Zusammenhänge dar. Und irgendwie kamen wir darauf, daß die Juden, wenn sie ein Grab besuchen, Steinchen mitnehmen, und sie auf dem Grab zurückzulassen. Wie

So wollte ich das: ein paar Steine mitbringen, keinen Grabstein aufrichten, nicht das Siegel einer Grabplatte, nicht einmal ein ewiges Gärtchen, mit ihm die Erinnerungen zu pflegen. Klar war aber, wenn meine Eltern einen Grabstein gewählt hätten, wäre es ein Findling gewesen. Nun, es würden mehr als einer werden. Aber kleine.

Entortetes Gestein; es gibt Moränen und Findlinge auch in Deutschland, riesige Halden von den Eiszeiten aus Skandinavien herüber verfrachtet. Und nun brachte ich noch ein paar mehr mit. Ein winziges Bißchen Moräne, fünf Stückchen Seeufer, nichts Hervorragendes, Steine halt, zufällig besondert aus dem Sand millionenfacher anderer Individualitäten – tauchten sie nach der Rückreise unter unserem Gepäck auf dem Boden des VW-Passat endlich wieder auf, wurden ausgeladen, bei mir ins Regal gelegt, trocken, glanzlos, jeder eine Nichtigkeit, jeder stolze Bescheidenheit. Mit denen würde ich was anfangen können.

Ich suchte nach Hinweisen¹ auf den Sinn des jüdischen Brauches, auf die Gräber Steinchen zu legen. Es war wohl so, daß in der Nomadenzeit des jüdischen Volkes die Gräber in der Wüste markiert wurden, indem man Steine darauf legte. Ansonsten waren sie "und zwar grundsätzlich, der Natur überlassen. Die Steine zerstreuten sich mit der Zeit, aber jeder, der das Grab besuchte, hielt die Steine zusammen und legte neue hinzu, so daß ein Grab als solches kenntlich blieb, solange jemand sich erinnerte und hinging. Solange die Wanderwege sie berührten. Man konnte von der Menge der Steine ablesen,

wie angesehen der Tote und wie zäh sein Stamm in der Erinnerung war. Das faszinierte mich: weniger die Quotenzählung in Sachen Ansehen, weniger auch die Sisyphusmühe mit Grabhügel und Erinnerung, aber doch dies Fließgleichgewicht zwischen dem Anhäufen und Auseinanderwandern der Steine – wohin die Steine selbst streben, Geröll was es ist, was aus ihm wird, und gegenläufig, wohin die Stammestradition es bringt, immer wieder, bis sie losläßt. Die schlichte Geste, einen Stein hinzulegen, scheint mir Teil komplexer Suchbewegungen aller Beteiligten um ihre Identitäten zu sein, der des Toten,

dieser Brauch wohl entstanden war? Er leuchtete mir intuitiv sehr ein, ohne daß ich hätte sagen können, wieso. Es schien,

als täte ich vielleicht mit meinen Steinen ein Gleiches.

rundgeschliffenem Gletschergeröll, mehr jedenfalls als aus den abgehobelten Grundgesteinbuckeln, die man nördlicher findet, und von denen die Geröllmassen stammen. Meine Eltern mochten diese Steine, die kleinen und großen Findlinge,

der der Besucher und der der Steine. Und ich war mir nicht sicher, ob nicht bei den Steinen das eigentliche Wissen darum zu finden wäre. Während sie eigentlich unbeachtet aufgehäuft werden, lediglich passive Medien, trägt jeder von ihnen das Schweigen, die Kraft und Unabhängigkeit aller Fragmente und die Spuren verlorener Zusammenhänge. Der Körper des Toten strebt auseinander, auch die Erinnerungen verlieren sich, auch die Besucher des Grabes, auch die Stämme. Aber auch Steine streben manchmal zueinander, und warum soll nicht ein Grabhügel statt einer Mulde zeitweilig ihr Ort sein, und meine Bestrebungen an die Stelle des Abhanges treten, dem sie sonst folgen würden. Ich hatte endlich beschlossen, bewußt in den Tanz einer solchen Suche einzutreten. Tatsächlich würde ich mich an die einzelnen Steine wenden. Das Transparente ist unsichtbar, nur was dem Blick standhält, ist zu sehen. Opak treten die Steine uns entgegen, opak sind sie unzugänglich. Was ihr Innerstes ausmacht, das verwahren sie. Schlägt man einen Stein entzwei, um in ihn zu blicken, ist er fort, um zwei seiner Sorte zu hinterlassen, jeder so undurchdringlich wie er. Man ist auf den Schild ihrer Oberfläche verwiesen. Dort findet man Hinweise, Spuren, Indizien, mit denen man das Spiel möglicher Verständigungen spielen kann. Manchmal findet man im Geröll einen unauffälligen, nur durch sein geringes Gewicht bemerkenswerten Stein. Man ist auf einen hohlen Achat gestoßen. Roger Caillois, der philosophische Bücher über Steine schrieb, schildert einen bemerkenswerten Versuch<sup>2</sup>, von dem ich nicht sicher bin, ob es sich nicht doch um ein Gedankenexperiment handelt. Ein solcher Achat wird abgeschliffen, ganz vorsichtig nähert man sich Schicht für Schicht seinem Kern. Man liest Schale für Schale alle Oberflächen des Steins, während dieser schwindet. Man ist schon in dem Bereich, wo er durchsichtig wird, man ahnt die Anwesenheit einer zentralen Höhle. Die

Wand wird immer dünner, immer durchsichtiger, man will sie nicht durchbrechen. Da, und dies ist außerordentlich selten, sieht man, wie sich hinter der Wand etwas bewegt. Eine klare Flüssigkeit sucht sich ihren Weg durch die Spalten und Nischen der Achathöhle, während man den zarten Stein hin und her dreht. Die Flüssigkeit muß seit Urzeiten in dem Stein eingeschlossen sein. Sie muß in dem Moment eingefangen worden sein, als der Achat selber geboren wurde. Was soll das für eine Flüssigkeit sein? Der Achat entstand in den zähen Glutströmen der jungen Erde? Wasser vor dem Wasser? Es ist offensichtlich eine dünnestflüssige, nur durch wenige Lichtreflexe erkennbare Flüssigkeit – da durchschneidet unversehens die Schleifscheibe die inzwischen nur hauchdünne Wand: hast du nicht gesehen, ist



† 8.7. 2004 Jugendleiter St. Ägidius

wwwSuche: "jüdischer Brauch, Steinchen auf Gräber"; oder ähnliche Suchen <sup>2</sup>Roger Caillois, "Steine", 1983, Carl Hanser Verl. München/Wien; S. 60, "Das Wasser im Stein" <sup>3</sup>lch bin immer noch im Besitz einer Achatscheibe, die mir meine Eltern in meiner Jugend geschenkt haben. Der Querschnitt durch eine Achatmandel, zeigte halbdurchsichtige farbige Bänder, die sich um eine zentrale Zone klarer, löchriger Kristalle wanden. Als ich auf Caillois' Schilderung stieß, hatte ich schon eine eigene längere Identifikationsgeschichte mit dem Achat. In meiner Pubertät empfand ich mich oft als eine Seifenblase, die nur deshalb nicht platzte, weil sie nicht entschied, ob sie implodieren oder explodieren wollte. Die dünne, zwischen eine innere und eine äußere Leere gespannte, flüssige Haut, das war Ich. Aber, als hätten die bunten Schlieren der Seifenblase die Fähigkeit Dicke zu gewinnen und zu Fels zu gerinnen, kannte ich auch Zustände einer starren Stabilität und Schwere. Das waren meine Achatzeiten. Was ist von damals geblieben? – Daß für mich im Grunde jeder Stein, sogar jeder Gegenstand Achat&Blase ist; eine Faszination durch Hohlkugeln, und daß ich Hesiods Weltmodell plausibel finde; ein Gefühl für innere und äußere Oberflächen auch bei geistigen Gegenständen, oder für die prinzipielle Unzugänglichkeit von Individuen, aber auch, wieviel man aus äußeren Anzeichen ablesen kann. Für meine Gestaltungen und Produktionen habe ich die Fähigkeit ausgebaut, mich mit Dingen und Metaphern, mit Formen und Umformungen zu identifizieren, es hat damals Sinn gemacht, mich, Achat und Seifenblase in eins zu setzen. Heute müßten andere Metaphern gelten und wirken, wohl Metametaphern, da ich mich freier in und über deren Vielzahl, Verknüpfungen und Strömen bewegen kann. Ich bin sehr skeptisch gegenüber der grassierenden Entsubjektivierung von Kunst und Kunstwerken, ich liebe die einfache Präsenz von Steinen. 2 <Lüneburg> Joachim Peschka + 23.4. 2001 Ursula Peschka aeborene Hanisch

Das ist die knappe Inschrift, die wir Brüder uns für das Grab der Eltern vorstellten. Ihre Namen, Sterbedaten, die Familie, die Leidenschaft ihres Wirkens, ihre berufliche Anbindung – und viel Raum für alles Nichtgesagte und Nichtsagbare. Aus Finnland hatte ich die Idee, einer Iosen Gruppierung von Steinen mitgebracht, die das Grab unserer Eltern kenntlich machen sollte. Diese Grabsteine sollten selbst eine Reflexion der neuen Identität meiner Eltern nach ihrem Tode sein. Sie sollten ihrem Wirken und Weiterwirken entsprechen. Sie würden weniger zusammenfassen, als verteilen und öffnen. Sie sollten untertreiben, ja bedeutungslos wirken. Ich übernahm aber veränderte die Inschrift so, daß ich sie auf unterschiedliche Steine aufteilen und ihre Bedeutung lockern konnte: Joachim • Ursula • Peschka • Hanisch • 23.4. 2001 • 8.7. 2004 • geborene • gestorbene • Jugend • Leiter • St. Ägidius. Jeder Teil sollte einem Stein zugewiesen werden, und es würde noch einige Mühe machen, den jeweils passenden auszusuchen. Außerdem sollte es Steine geben, die allein meine Reflexionen aufzunehmen hätten, darunter solche für eine Kreuzsymbolik. Schließlich wollte ich noch Steine, die so wie hergebracht auch hingelegt würden – und zu denen jeder, der zum Grab kommt, tatsächlich eigene Steine hinzu legen dürfte. Ich hatte ein

jener Tropfen verflogen.<sup>3</sup>

Zuvor würde ich aber einen Steinmetz brauchen, der mit in die Entwicklung meiner Grabstein-Idee einsteigen würde. Glücklicherweise war ich, während ich in den drei Jahren nach Vaters Tod an haltlosen Einfällen herumlaborierte, schon an jemanden verwiesen worden, dem ich diese Zusammenarbeit zutraute. Das war Herr Karsten Mencke von der Firma Mencke Naturstein in Lüneburg. Er war bisher allerlei Vorstellungen ohne zu drängen gefolgt, hatte lange Zeiten ausgehalten, in denen ich nichts von mir hören ließ, war aber immer präsent und interessiert gewesen, wenn ich wieder mal bei ihm auftauchte und neue Ansätze darlegte, ohne endlich zu einer Bestellung zu kommen. Jetzt, als ich mit einem tragfähigen Konzept erschien, fand ich ihn dagegen nicht mehr abwartend, sondern sofort tatkräftig. Ihm war offenbar unmittelbar klar, daß etwas geschehen war, und es nun losging. Hier möchte ich diesen Absatz nutzen, ihm für die Zusammenarbeit zu danken. Die Steine waren nicht nach handwerlichen Gesichtspunkten ausgesucht, dennoch ging er das Risiko der Bearbeitung ein. Er beriet sachkundig, wo technisch Grenzen sichtbar wurden, und argumentierte mit Einfühlungsvermögen, wenn handwerkliche Änderungen auch inhaltliche zur Folge hatten, und war gesprächsbereit, wenn bestimmte inhaltliche Entscheidungen

wahl, um die Zuordnung der Steine zu ihren Inschriften und Bearbeitungen. Jeder Stein würde seine besondere Rolle im Gesamt einer späteren Anordnung zu spielen haben. Jeder Stein würde aber auch als einzelner seinem Charakter entsprechend angesprochen und bearbeitet werden. Die Steine sollten dennoch quasi nichts sagend bleiben und sich vor Beachtung gleichsam wegducken, kaum mehr bleiben, als was sie als Teil eines Seeufers oder im Abbau einer Kiesgrube einmal waren. Die Schwierigkeit würde sein, keinesfalls zuviel zu tun.

Auch behauene Steine schweigen. Äußerlichen Scharten gleich, die sich Steine in ihren Konglomeraten gegenseitig zufügen, würden die Inschriften mit kleinen

Lettern in die Rundungen geschmiegt zum Stein gehören, und das Für-Sich-Sein der Steine nicht stören. Eher würden sie vom Stein, als dieser durch sie bestimmt. Eher würden sie sich unleserlich geben, als von dort in die Augen springen. Man würde sie entdecken müssen. Sie würden dem, was an ihrem Stein ohnehin bemerkenswert wäre, noch eine Besonderheit hinzufügen. Die Schriftzüge sollten nicht hervorgehoben werden, kein Lack, kein Schliff, nur die Kerben des Meißels und die durch die Natur möglichen Hervorhebungen. Schatten je nach Sonnenstand, Feuchte beim langsameren Trocknen, vielleicht würde sich das erste Moos in ihnen ansiedeln. Endlich, spätestens wenn das Grab aufgehoben würde, folgten die Inschriften den Steinen in die Zerstreuung. Irgendwann und irgendwo weit weg stieße jemand auf einen Stein, auf dessen

Wer geht schon bei Regen, wenn die nassen Steine die Pracht ihrer Muster zeigen – was nicht heißt, daß die Inschriften

In vier Steine wollte ich tiefer eingreifen. Ein Stein sollte eine klaffende Bohrung tragen. Er wäre dem Opaken gewidmet. Einem Stein würden tiefe Einschnitte Zinken hinzufügen, Zinken, mit denen er in die Umgebung und also Zinken, mit denen die Umgebung in den Stein fassen würde. Er wäre dem Begreifen gewidmet. Ein dritter Stein würde seiner Längsachse nach kreuzförmig aufgeschnitten und an den Schnittflächen poliert. Er öffnete ein nach außen freigesetztes Kreuz. Der vierte würde senkrecht zur Längsachse halbiert, die Schnittflächen poliert und exakt spiegelbildlich mit einem griechischen Kreuz graviert. Legte man die Schnittflächen wieder aufeinander, würden die Kerben der Gravur einen kreuzförmigen Hohlraum

Am 19.3.2005, Vormittag in leichtem Regen, standen Anita, meine Frau, und ich vor dem Friedhof und sahen die Wagen meiner Brüder, Ludger und Bernward, ankommen. Sie hatten eine Schubkarre und Gartengerät mitgebracht, ich die Steine, Anita hatte Pflanzen besorgt. Wir luden aus. Endlich würde das Grab unserer Eltern Grabsteine erhalten. Es waren achtzehn Steine geworden, vierundzwanzig, wenn man die zerteilten nach Stücken rechnet. Ich fuhr sie in der Schubkarre nach und nach zum Grab hinüber und legte sie neben die Pflanzenkisten auf den Weg. Es gab eine Atmosphäre aus Prosaischem und Andächtigem. Wir waren locker und packten zu, aber behandelten die Steine und machten unsere Arbeit sorgfältig. Meine Brüder sahen die Steine zum ersten Mal. Und es war keine geringe Freude, als ich merkte, wie schnell sie sich mit ihnen und meinem Konzept identifizierten. Es war nun gemeinsame Arbeit und würde unsere gemeinsame Gestaltung sein. Wir waren

In Lüneburg auf dem Rasen hinter dem Haus hatte ich schon eine mögliche Anordnung ausprobiert und dokumentiert, so daß wir einen Plan hatten, den wir auf das Grab übertragen konnten. Es sollte wie zufällig aussehen, aber nicht wirklich zufällig sein. Die Leitvorstellung war der beliebig zusammengetragene Haufe, wie er, beinahe eine natürliche Gruppe, wo

lockern und festigen, lockern und festigen und lockern. In der Imagination folge ich der Verselbständigung der Fragmente (Steinen wie Gebeinen) und spiele mit immer neuen möglichen Formationen, die sie Mal um Mal bilden mögen, in die sie in weiter Ferne eingehen könnten, und spinne aus, wie in diesem Zuge das Eigene der Toten erhalten bleiben und weiterwirken

Oberfläche halbverschliffen das Wort "geborene" zu lesen wäre.

einig, daß den Eltern das Bild, das nun entstand, gefallen hätte.

kann. Der Tod setzt unvorhersehbar Identität frei.

des Friedhofes, seiner Organisation von Pietät.

- An unterschiedlichen Orten aussetzen?

- Aber mit dem Stolz einer Aussaat!

Für die Mutter und den Vater je eine Allerseelenlampe.

3 < Wiedenbrück >

dann ebenfalls auffielen – wer geht schon bei Regen auf dem Friedhof spazieren?

bestimmte handwerkliche Möglichkeiten ausschlossen. All das brachte eine Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe zwischen Handwerksmeister und Künstler. Last not least hatte Herr Mencke ein Gefühl dafür, daß es bei dieser Arbeit nicht nur um

Wenige Tage später fanden wir uns auf dem Gelände eines Bauhofes und kletterten über eine Halde mittlerer bis kleiner Findlinge, die wir hin und her drehten, während wir versuchten, durch die Schmutzschichten etwas von dem Charakter des jeweiligen Steines zu erfassen. Am Ende eines Vormittags hatten wir einen hübschen Haufen zusammengetragen, abgewaschen und aufgeladen. Ich dachte an den Grund, warum wir hier waren, und fand die Suche auf dem Bauhof so angemessen, wie die idyllischere am Kuolimosee – hier sein oder dort sein und die richtigen Steine suchen, hier sein und dort sein und an die Eltern denken. Der Lastkraftwagen fuhr auf die Waage, zum Bezahlen und von nun an ging es um die endgültige Aus-

künstlerische Sensibilität ging, sondern auch um meine persönliche Trauer.

im Innern des Steines bilden. Er verschlösse ein nach innen freigesetztes Kreuz.

Mit Steinen verständigt man sich auf der physischen Ebene (sogar über Wörter und Symbole).

Meine Eltern waren beide römisch-katholische Christen, mein Vater der Religion vertrauensvoll überlassen, meine Mutter eher widerspenstig und mindestens kirchenkritisch. Wir Söhne leben in unterschiedlicher Religionsdistanz, ich bin wohl am distanziertesten. Das griechische Kreuz mit seinen vier gleichen Schenkeln ist sowohl urtümlich kosmisch, man findet die Form schon in steinzeitlichen Felsritzungen, als auch religiös, man findet es als Kirchengrundriß und im Jerusalemer Kreuz zur Bezeichnung der Wunden Jesu, als auch technisch, zum Beispiel bei der Markierung von geographischen Orten und Grundstücksgrenzen. Inmitten der Dimensionen sagt es, "Hier!".

auch immer vorkommen konnte – wie er schon im beginnenden Verfall ein frühes Stadium des Auseinanderweichens erreicht hätte. Meine Vorstellung realisierte eine eigenartige Schleife, da ich, indem ich als künstliche Neuanlage einen natürlichen Zerfallszustand vorwegnahm, aus dem sich wiederum die Restauration, ein erneutes Aufhäufen herleiten ließe. Das, was wir am Grabe tun würden, ordnete sich damit von Anfang an in eine Wellenbewegung von Verdriften und Zusammenhalten ein. Mit den Steinen würden sich Erinnerungen, Vorstellungen, Nachahmungen, noch so späte Reaktionen auf unsere Eltern

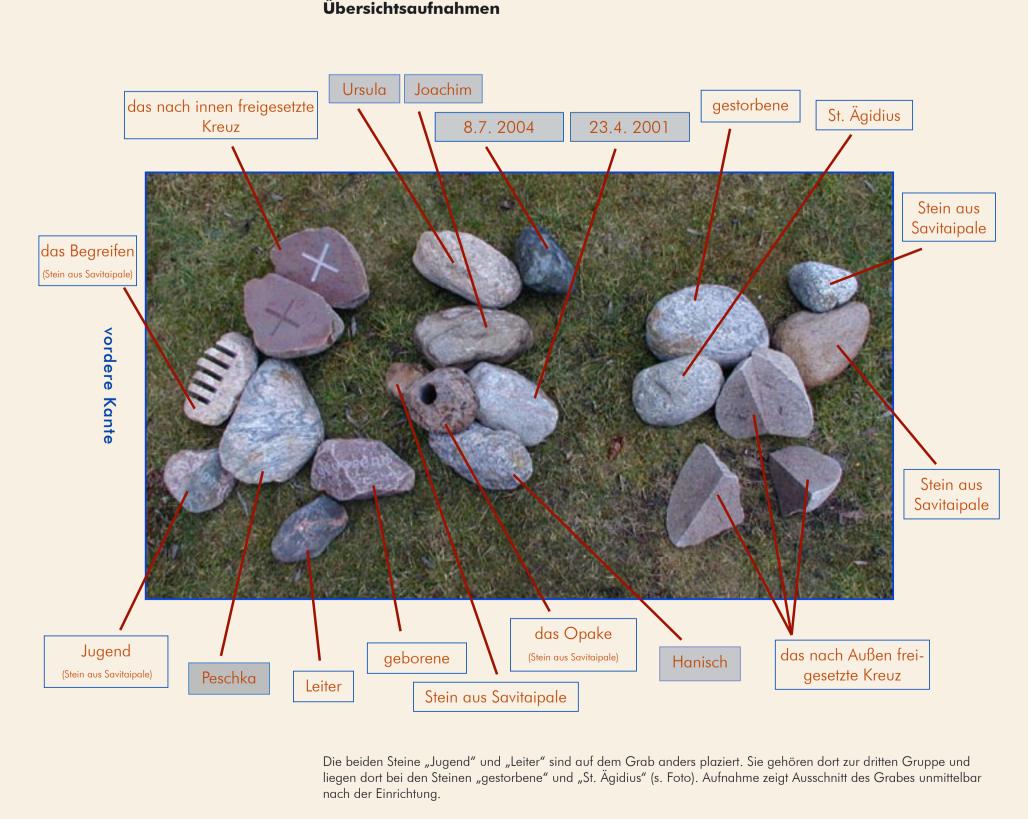


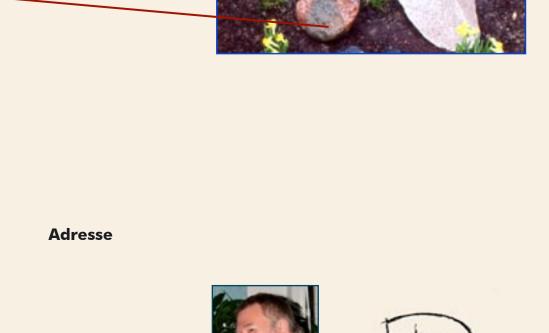
Vor dem Grab bei der Einrichtung waren wir auf der strengen Seite der Anordnung, dies hier mußte stimmen. Das Grab war etwas schmaler und länger, als ich erwartet hatte. Einzelne Steine mußten umgruppiert werden, das Feld rückte insgesamt etwas weiter auseinander. Wir folgten dem Plan, aber bedachten bei jedem Stein erneut die Gültigkeit der Position. Obwohl sorgfältig angeordnet, wurden die Steine nicht fixiert oder verankert. Bei keinem Stein entschied die Sichtbarkeit seiner Inschrift Ort und Lage. Nach vorne an den Rand zum Weg hin kam der Stein mit den Zinken, als Scharnier zur Umgebung, zu der auch jeder Passant gehören würde, von hinten daran geschmiegt gleich der bunte "Peschka"-Stein. Das geöffnete interne Kreuz, eine Hälfte mit horizontaler Schnittfläche, die andere schräg wie aus dem Aufklappen heraus angelehnt, wird in die Berührungsachse neben die beiden vorigen gesetzt. Zusammen mit dem "geborene"-Stein, der Ecke an Ecke den "Peschka"-Stein berührt und schon zum Mittelteil der Anordnung überleitet, ist hiermit die vordere Steingruppe umrissen. Die genaue Lage der Steine ist den Übersichtaufnahmen zu entnehmen (siehe unten). Es gibt noch zwei weitere Gruppen, die mittlere, mit den Vornamen, dem mütterlichen Familiennamen, den Sterbedaten, einem finnischen Stein und

dem durchbohrten; die hintere mit dem Bezug auf die Kirchengemeinde, zu der ihr Jugendhaus gehörte, "St. Ägidius", den vier Teilen des per Kreuz geöffneten Steines, dem "gestorbene"- Stein, zwei weiteren unbehandelten finnischen Steinen und anders als bei der vorläufigen Anordnung waren die beiden Steine "Jugend" und "Leiter" der hinteren, statt der vorderen Gruppe zugeordnet. Zur Bepflanzung hatte ich ein polsterbildendes Gras vorgeschrieben. Anita, die sich um diesen Teil der Arbeit kümmerte, setzte im Sinne eines Naturgartens unterschiedliche Grasarten durch und eine kleinwüchsige Art von Osterglocken. Gut, es wird sich zeigen, wie Pflanzen und Steine zusammenwirken werden. Der nackte Boden wird verschwinden, die Steine werden eingebettet, auf Dauer überwuchert. Die Polster unterstützen die Unauffälligkeit der Steine. Letztlich ist mir gleichgültig, ob dies durch meine monotonisierende Bepflanzung oder durch Anitas gartenähnlichere Anlage erreicht wird. Jenseits der tatsächlichen Bepflanzung stelle ich mir das Grab weiterhin prinzipiell und völlig und andauernd der Natur überlassen vor. Von dort aus bringt die gewollt auf Natürlichkeit anspielende Anlage einen Hauch Ironie über das Grab – den Witz eines Trotzdem als Gegenbezug zu dem umgebenden Park von Grabsteintafeln, und besonders dem unterirdischen Kasten aus Beton, in dem meiner Eltern Särge übereinander zur Schnellverwesung aufgestellt sind. Es gibt verborgene Sachlagen, die mindern vor Augen geführt alles, was oberirdisch geschieht, zur bloßen Inszenierung. Das Grab findet im Kopfe statt. Das Grab in der Wüste, das Grab am Ufer, der Spiegel des Lebens, der Familie und der Abstammung, die Einheit von persönlicher, Menschen und Naturgeschichte; der Moment JETZT – wenn auch die Inszenierung herbeischafft, was nicht von selbst kommt, so ist darin mindestens der Funke Utopie, daß in ihrem Weiterwirken zukünftig, irgendwann nach meinem Tode wohl, die Inszenierung überholt werden wird, vom Auseinandergleiten der Betonkästen,

Ein Grab, das man sich überlassen kann. Auf den Friedhof werde ich kaum einmal gehen.

Und wenn das Grab in einigen Jahren aufgelassen wird, was werden wir mit den Steinen dann machen?





And Li 213

Leiter

Jugend
(Stein aus Savitaipale)



